Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 35

Artikel: Nürnberger Tage

Autor: Chappuis, Edgar

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646413

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

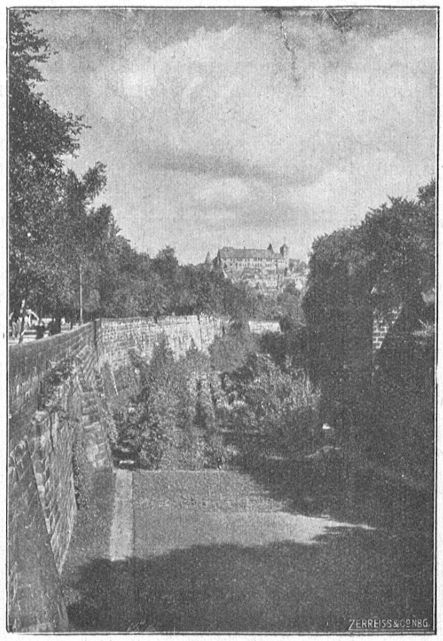
Nürnberger Tage.

Von Edgar Chappuis.

Einst saß unterm traulichen Giebeldach in niedriger Stube ein Schuster, klopfte und hämmerte eifrig an seinen Sohlen herum, zog den Pechfaden, arbeitete als wackerer und biederer Bürger, um das zierliche Schuhchen der hübschen jungen Bürgerstochter auf Sonnabend fertig zu machen und sang dazu eigene lustige Lieder, sagte muntere Verse auf und freute sich seines Lebens. An diesen herzerquickenden Schuster und Poeten Hans Sachs erinnert man sich freudig, wenn man die ehrwürdigen, architektonisch so merkwürdigen Gassen Nürnbergs, das mit Recht des Deutschen Reiches Schatzkästlein genannt wird, betritt.

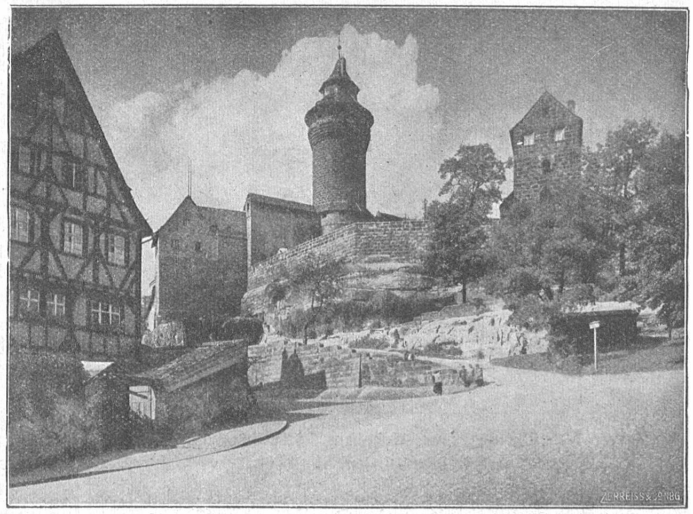
Nürnberg übt einen einzigartigen Reiz und Zauber aus, der gefangen nimmt und einen, auch wenn man wieder weiterziehen muß, nicht mehr loslassen will.

Modern gestaltet, breitet sich der große Platz vor dem schmucken Hauptbahnhof aus. Das Leben der großen Stadt, die fast eine halbe Million Einwohner zählt, umbrandet uns mit lebhaftem Verkehr, Autogehupe, Straßenbahngebimmel. Aber schon stehen, in lauschiges Grün gehüllt, jenseits der Straße uralte, trutzige Türme und Wälle, hohe, dicke Mauern aus längst vergangenen Tagen schlingen sich als weites, schützendes Band um den Kern dieser einzigartigen Stadt, in die man mit wenigen Schritten einlenkt, daß man sich frägt, ob man nicht durch die Bewegung eines magischen Zauberstabes mitten ins blühende Mittelalter versetzt worden ist. Einen Augenblick bleibt man stehen, blickt sich nach links und nach rechts um, schaut an den alten Häusern mit ihren Giebeln und Erkern herauf, schaut in die butzenscheibengezierten Fenster, in denen lustig das Sonnenlicht schimmert, erblickt Kirchtürme von wundersamer architektonischer Reinheit, wundert sich, staunt, und auf einmal muß man einem



Nürnberg. — Stück der alten Stadtmauer, heute Schattenpromenade.

rasch daherflitzenden Kraftwagen ausweichen, begegnet einer supermodern gekleideten Dame und erinnert sich der Zeit,



Nürnberg. — Aufgang zur Königlichen Burg.

in der man lebt und aus der man in die Vergangenheit zurückgesunken zu sein schien, so seltsam fremdartig wie im Märchen kommt man sich vor.

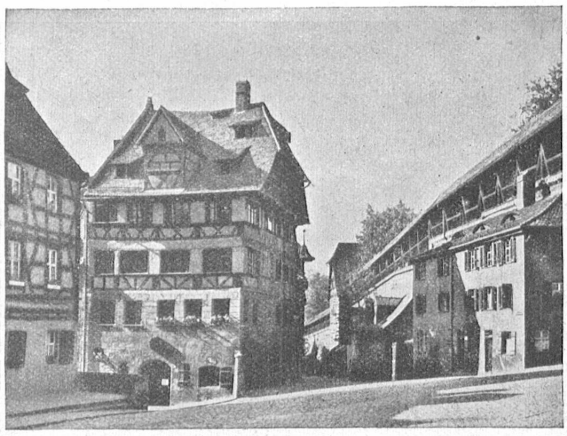
Und dieser Eindruck verläßt uns durch Tage hindurch nicht. Ueberall stößt man auf Zeugen der Vergangenheit, die, pietätvoll erhalten, den Schmuck und Reichtum der Stadt bedeuten, die stolz auf ihre lange, ruhmvolle Geschichte ist.

Wie im Traume wandelt man seines Weges, stößt hier auf einen schönen Brunnen, herrliches, schmiedeisernes Werk eines großen Meisters, dort auf eine Häusergruppe, die seit Jahrhunderten dasteht, nur im Erdgeschoß etwas modernisiert und der Zeit angepaßt. Die gotische Sebaldus-kirche, die Lorenzkirche und die Frauenkirche, mit dem Männleinlaufen zur Mittagszeit, der Tugendbrunnen, der Schöne Brunnen, der kleine Gänsemann, der pfeift, als sei er erst aus dem Nichts erstanden, und sein drolliger Kollege, der Dudelsackpfeifer, der die Backen aufbläst, als gälte es seine Ehre.

Im Bratwurstglöcklein, an die Kirche gebaut, setzen wir uns auf blankgescheuerte Bänke, trinken das kühle, schäumende Bier, essen dampfende Bratwürsterl vom Rost, der nebenan in der puppenkleinen Küche glüht, um uns Bilder großer Besucher, Kaiser, Könige, Fürsten, Maler und Dichter, wie Hans Sachs und Albercht Dürer. Auch sie saßen hier, wie jetzt wir, erlabten sich, plauderten, lachten zusammen. Die Jahrhunderte kamen und gingen. Menschen starben und wurden geboren. Aber das Bratwurstglöckel blieb, bietet Raum für hungrige und durstige Menschen, ist ein Museum und eine Gaststätte zugleich, ein Ort reichster Erinnerung, die von den Wänden grüßt, aus den zinnenen Humpen blickt, aus dem Fußboden zu steigen scheint, gespenstisch und doch vertraut, als zu uns gehörend. Dafür heißt es aber auch tüchtig „blechen". Ein Eß- und Trinkmuseum wie dieses trifft man nicht überall. Der Wirt steht breit und fett vor der winzigen Türe, reibt sich die Hände, lockt die Gäste, freundlich grinsend, kassiert ein, füllt die Geldkatze, ganz wie einst zu Sachsens Zeit.

Und während man sich gütlich tut, hört man berühmte Namen schwirren, guckt hierhin und dorthin, liest halbvergilbte Inschriften, staunt, nickt, bejaht. Alles ächt, unverfälscht. Stimmt auffallend. Nicht zu sagen.

Man tritt auf die Straße, zögert benommen vorwärts, neuen Sehenswürdigkeiten entgegen. Bald nimmt das Nassauerhaus den Blick gefangen. Aus dem 15. Jahrhundert stammend, gehört es zu den bedeutendsten Denkmälern der



Nürnberg. — Albrecht Dürers Wohnhaus. Städtisches Museum mit Dürer-Andenken.

Profankunst des Mittelalters in Deutschland. Mehr eine trutzig Burg als ein Bürgerhaus, bietet es mit seinen Ecktürmen und dem reichverzierten Erker einen prächtigen Anblick als Zeuge stolzen, reichen Bürgertums. Kein Wunder, daß ein Hans Sachs hier zum Dichter geworden! Alles atmet noch jetzt Poesie die Fülle. Langsam, bedächtig, wie es sich ziemt, steigt die Straße an, malerisch wohin man blickt, voll schönster Eindrücke, die in ihrer Reichhaltigkeit fast bedrücken. Das Ganze krönend, erhebt sich steil die Burg, turmbewehrt, mit Mauern und Zinnen, Raubrittergeschichten in uns aufdämmern lassend, daß man unwillkürlich schaut, ob nicht aus einem der Tore eine Schar Gewappneter tritt und mit dröhnendem Schritt über die heruntergelassene Zugbrücke schreitet. Aber nichts von alledem. Ein Kater sitzt auf einem blumengeschmückten Fensterbrett und schnurrt behaglich in der warmen Sonne, zwei blondbezopfte Mädchen haschen sich und kollern über das Pflaster, Rauch steigt kerzengerade aus einem alten Kamin und verblaut im Aether.

Die teilweise im 10. Jahrhundert erbaute und zur Zeit Friedrich Barbarossas erweiterte Burg weist viele Sehenswürdigkeiten auf. Im fünfeckigen Turm, dem ältesten Bauwerk der Stadt, die schaudervolle eiserne Jungfrau, in die die armen Verurteilten gesperrt wurden, um hernach, von Spießen mehrfach durchbohrt, in die Tiefe gestürzt zu werden. Prachtvoll der Burghof voll von Romantik. Beachtenswert die Innenräume der Burg mit wertvollen Möbeln, Zierraten, Gemälden von Fürsten, die hier gewohnt. Und erst der Blick über die Stadt vom hohen Balkon! Da liegt es vor und unter uns, das Gewimmel von Giebeldächern, Türmen, Erkern, engen, winkeligen Gäßchen, sonnenbeschienenen, schlafenden Plätzen, alles traulich und schützend von der gut erhaltenen Mauer mit unzähligen Türmen umgeben, ein Bild schöner, geschlossener Einheit, um die sich das neue Nürnberg mit seinen vielen Fabrikschloten und Mietskasernenvierteln, das Auge beinahe beleidigend, zieht, daß es einem scheint, als komme es näher und näher, wachse und drohe, das alte Stadtbild zu erwürgen, zu verschlingen.

Lange schaut man in das weite Land, hinüber zu den Türmen von St. Sebald und Lorenz, hinunter zum Albrecht Dürer-Haus mit Museum. Eine Turmschwalbe kreist um die Burg, pfeilt sirpend dahin, verliert sich im Blau. Unten bellt irgendwo ein Hund, kläfft, verstummt. Die Sonne brütet auf dem uralten Gestein, Duft roter Rosen strömt aus, das Märchen ist erwacht und steigt aus Ritzen und Fugen in den hellen Tag.

Jetzt hinunter in die volksbelebten Gassen. Handwerker arbeiten vor der Türe, Kinder spielen. Nimmer ruht die Arbeit, wie ehedem, als des Schuster-Poeten lustiges Hammergeklopf über die schmale Gasse gedrungen war. Ihm, wie auch Dürer, wurde ein schönes Denkmal errichtet. Doch beider schönstes Denkmal steht in den Herzen der Menschen, die ihnen für ihre Kunst dankbar sind, haben sie doch durch die Wirnisse der Zeit die Schönheit gerettet und erhalten, damit sie uns noch jetzt stille Feierstunden bereiten kann.

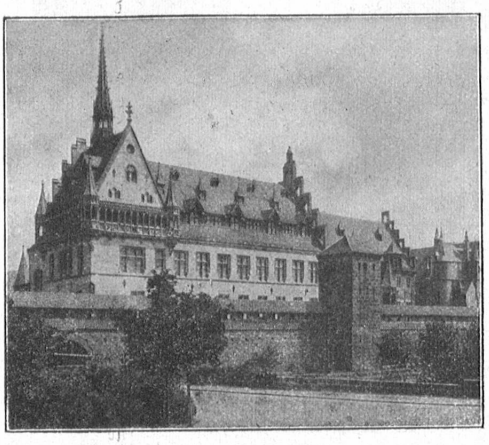
Die Tage sind fast zu kurz, um alles zu sehen, allem die gebührende Achtung entgegenzubringen.

Ein anderer Rundgang führt uns an die träumerisch stillen Ufer der grünen, stillfließenden Pegnitz, an der so manch köstlicher Winkel das Auge erfreut, so viele alte Häuser wie schlafend tief ins Wasser verankert scheinen, bemoost, epheuumwachsen, mit Erkern, Balkonen, kleinen, blumenerfüllten Gärten, an deren Mauern das Wasser kaum hörbar klatscht. Brücken wölben sich bogengespannt über die Pegnitz. Eine unter ihnen, die venezianische Rialtobrücke ins Deutsche übertragen.

Der Heiliggeist-Spital wuchtet seine schwere, breite Masse sonnenvergoldet über den Fluß, hinter ihm die grünpatinierten Kuppeln der Synagoge. Dazwischen das Grün von Wasser und Bäumen, das Grau langsam verbröckelnden, uralten Gesteins. Ein Lied in Stein, von Akkorden der Natur umspült, eine zum Bilde gewordene Poesie von unnennbarem Reiz und still verhaltener Melancholie, in unserer rasch handelnden, prosaischen Zeit wohl etwas süßlich und weichlich anmutend, aber doch rührend und erinnerungsschwer, wie edler Wein in geschliffenem Römer.

Man kann es kaum fassen, daß es heutzutage noch so etwas gibt. So wandert man selber traumverloren und in Gedanken versunken dahin, entdeckt immer neue Köstlichkeiten, immer wechselnde Eindrücke. Und was das äußere Museum der Stadt, denn Nürnberg ist ein einziges, gewaltiges Museum, nicht zu bieten vermag, das steht katalogisiert und fein säuberlich geordnet in Truhen und Schränken, auf Regalen und einer Flucht von 160 Gemächern sorgsam zusammengestellt im Germanischen Museum, das eine unvergleichliche Fülle aus allen germanischen Gauen, aus Deutschland, Skandinavien, Holland und der Schweiz enthält, für sich selber wieder eine Stadt, die alles enthält, was deutscher Geist in Jahrhunderten ersonnen und erzeugt hat.

Doch hier schwebt Moderduft durch Gänge und Gemächer. Draußen flutet wie immer das Leben, das sich



Nürnberg. — Das Germanische Museum.

stets erneuert, immer wieder jung wird und nicht stirbt. Und man läßt sich ziehen und locken, wandert in die kreuz

und quer, immer von neuem gefesselt, gebannt, nie müde werdend all der Schönheit, die uns umgibt. Man versteht Max von Schenkendorfs Begeisterung für Nürnberg, wenn er singt:

Wenn einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll.

Dich nimmer noch veraltet,
Du treue, fleiß'ge Stadt,
Wo Dürers Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat.

Anmerkung der Redaktion: Heute Samstag, abends 8 Uhr, findet auf dem Hauptmarkt in Nürnberg eine Gustav Adolf-Kundgebung statt, die im Radio auf die Sender Königswusterhausen, München, Köln, Frankfurt-Stuttgart, Breslau, Leipzig und Stockholm übertragen wird

Der Brand in Grindelwald.

Am 18. August 1892.

Am 18. August waren es 40 Jahre her, seit das Dorf Grindelwald von einer furchtbaren Brandkatastrophe heimgesucht wurde. Hell und klar stieg an jenem Tage die Sonne am wolkenlosen Himmel empor. Scharf hoben sich die Bergspitzen von ihm ab, als wären sie über Nacht näher gerückt. Der Föhn wärmte und trocknete die Luft. Die Grindelwaldner Bauern schlossen ihre Häuser und zogen mit Weib und Kind in die Heuwiesen hinauf. Andere waren als Führer und Träger schon in der ersten Morgenfrühe mit Fremden in die nahen höchsten Berggipfel gestiegen. Die Züge von Interlaken waren überfüllt. Alle wollten den herrlichen Sommertag nutzen und genießen; denn so hell und klar traf man's selten. Gegen Mittag nahm der Föhn zu, die Hitze stieg. Die Gasthöfe wimmelten von fremdem Volke, am meisten das Hotel „Bär". Plötzlich erklang durch die Stille des Dorfes das Feuerhorn. Das Mansardendach des östlichen Flügels des Hotels „Bären" stand schon lichterloh in Flammen. Wie ist der Brand entstanden? Niemand kann es genau sagen. Wahrscheinlich hat der Wind einen Funken aus der Restaurationsküche zu einem offenen Mansardenfenster hineingetragen und das Dach entzündet. Großrat Fritz Bohren erblickte dort als Erster den Brand. In fliegender Hast stieg er mit einigen Männern hinauf, band sich an ein Gletscherseil und wagte sich mit dem Hydrantenschlauch auf das Dach hinaus. Als er den Strahl auf die rauchenden Schindeln richtete, schlug ihm die Lohe mannshoch daraus entgegen, und im Nu stand alles in lichten Flammen, so daß er sich nur mit großer Lebensgefahr retten konnte. In einem Augenblick wurde es lebendig auf dem Platze. Aus allen Ausgängen stürzten Gäste und Bedienstete mit Koffern oder sonst in der Eile zusammengerafften Reise-Effekten heraus; Schrecken und Todesangst starrten aus allen Gesichtern. Schon ist der ganze Dachstock des Ostflügels nur noch ein Flammenmeer, schon flackert es in Qualm und Glut auch vom Nordflügel auf, schon dringt der Ruf in die untersten Stockwerke: „Alles heraus, niemand mehr hinein, rettet euch, sauvez les hommes!" so hallt lange eine mächtige Stimme durch den weiten Hof und hinauf in die qualmenden Etagen des vierstöckigen, hölzernen Gebäudekomplexes. Das 270 Betten fassende, zur Zeit über 250 Gäste zählende Hotel ist nicht mehr zu retten, ebensowenig das zirka 50 Meter davon entfernte hübsche Winterhotel. Plötzlich versiegt der Wasserstrahl; das durch die große Trockenheit der letzten Tage sonst schon mitgenommene Reservoir ist erschöpft, und im Nu schlagen an Dutzend andern Punkten die Flammen empor. Jetzt wurde es mit furchtbarer Gewißheit klar, daß der ganze westliche, in der Windrichtung gelegene Teil von Grindelwald unrettbar verloren war. Schon standen auch das große, alte Haus jenseits der Straße, mit Schmiede, Bäckerei und der Wirtschaft Helvetia, die Scheune und die Stallungen des „Bären", in welchem sich 70 Pferde befunden haben sollen — wovon jedoch alle gerettet werden konnten — in hellen Flammen. Durch die Straßen ertönten die schaurigen Notsignale der Lokomotive der Berner Oberlandbahnen; das wütende Element hatte bereits auch den Bahnhof nebst dem Güterschuppen ergriffen, und nur der Energie und Geistesgegenwart des Lokomotivführers gelang es, den überfüllten Zug, dessen Packwagen schon in Flammen stand, aus dem gräßlichen Feuerregen zu retten. Kaum hatte der Bahnhofvorstand nach Interlaken telegraphiert, der „Bären" brenne, mußte er sich in höchster Eile aus dem lichterloh brennenden Stationsgebäude retten. Eine halbe Stunde nach dem Ausbruch des Feuers waren schon sechs große Gebäude zu glühenden Scheiterhaufen geworden, aus denen immer neue Feuerbrände aufflogen. Wohl eilten von den benachbarten Gemeinden zahlreiche Mannschaften mit ihren Feuerspritzen herbei, sogar die Meiringer erschienen auf der Unglücksstätte. Aber es gelang ihnen bloß, einige gefährdete Häusergruppen zu retten. Auch Thun und Bern hatten Abteilungen ihrer Feuerwehr auf Pikett gestellt, ein Berner Detachement kam sogar bis Interlaken. Am nächsten Mittag rückten 50 stramme Artillerie-Rekruten von Thun her mit ihren Offizieren im Gletschertale ein, um den Wachtdienst zu versehen und die Gluten löschen zu helfen. In zwei Stunden sind 44 bewohnte und 72 unbewohnte Gebäude gänzlich vernichtet worden. Der Gesamtschaden bezifferte sich auf Fr. 1 600 956.85, wovon Fr. 1 027 629.40 durch Versicherung gedeckt war. Vielen Bewohnern Grindelwalds war alles verbrannt, und der Gletscherpfarrer Gottfried Straßer hatte eine große Arbeit, den Unglücklichen Trost und Mut zuzusprechen. Zur tatkräftigen Unterstützung der Brandgeschädigten von Grindelwald und St. Stephan — auch dort hatte am gleichen 18. August 1892 der Föhn eine Feuersbrunst entfesselt — veranstaltete er eine Sammlung von Liebesgaben, die im ganzen Schweizerlande schönen Erfolg hatte.

G. L., I.

Neapel — Kurzer Aufenthalt.

Von Hans Rychener.

Durch das Wagenfenster erblicke ich besonnte Rauchwölklein, die froh in morgentlichen Südhimmel hinausschweben und rückwärts weisen auf ihre Heimat, den Vesuv. Sie verraten: Neapel, mein heutiger Aufenthaltsort, liegt nicht mehr ferne.

Mit hastiger Eilfertigkeit pufft der Dampfzug durch schlafendes Rebengelände der blaßblauen, beräuchelten, sanften Kegelsilhouette entgegen. Rasch erscheinen Vorboten der südlichen Großstadt: Erwachende Häuser, Uebergänge mit wartendem Langohr und Caretta.

Es ist eine bunte Schar, die in Neapel den rastenden Schnellzug aus Rom verläßt. Getreue des Regimes in glänzender Uniform, katholische Priester, bekofferte Kaufmänner, die letzte Tageszeitung halb in der Rocktasche. Zahlreiche Vergnügungsreisende, worunter Landsleute in strahlendem Ferienbehagen. Alles strömt über den bedachten Perron nach der Bahnhofhalle, neben der gewaltigen, zischenden Dampflokomotive vorbei, die ihr zierliches Liktorenbündel vor sich hin hält und als fascistischer Würdenträger weiter dient.

Nachdem ich mir vorgenommen habe, für heute meinen Bädeker zu pensionieren, Neapel auf der Hinreise nach Sizilien durch zielloses Schlendern etwas kennen zu lernen, versorge ich den Reiseführer wohl in der Tasche. Und ich bin den ganzen Tag nie in Versuchung gekommen, ihn zu Rate zu ziehen.

Schon bin ich drunten am Meer und blicke auf seinen weiten träumenden Spiegel. Dann folge ich schlendernd